

(Nachdruck verboten.)

26]

Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Es war Philipp wie einen Vogel, der in den Maschen eines Netzes zappelt.

„Mein Vater war ein Dichter, Tante, und strebte danach, ein Weltmann zu sein. Das war, wenn man's recht bedenkt, das eigentliche Unglück seines Lebens.“

Im Begriff, einen Stich zu machen, die Nadel in der Hand, hielt Tante Nan inne, sah zu ihm auf und sagte mit erregter Stimme:

„Das wahre Unglück im Leben Deines Vaters, Philipp, war die Liebe — das heißt, was man so nennt. Doch das ist keine Liebe. Liebe ist Friede und Tugend und ein gerechter Wandel — das andre ist nur Wahnsinn und Verblendung; wenn man daraus aufwacht, so ist es, als ob man vom Alpdrücken erwacht. Die Leute sprechen davon, als sei es etwas Heiliges — es ist aber unheilig. Bücher werden zum Lobe dieser Liebe geschrieben — ich würde solche Bücher verbrennen. Wenn jemand ihr verfällt, so gleicht er dem Blinden, der seinen Führer verloren hat und geradeswegs dem Abgrund zutauzelt. Auch Frauen verfallen ihr. Ja, gute Frauen sowohl als gute Männer — ich habe gesehen, wie die Versuchung über sie kam —“

Jetzt war Philipp seiner Sache gewiß; jemand hatte ihm in Sulby nachgespürt. Er war aufgebracht darüber, und sein Zorn entlud sich gegen Tante Nan mit einem Strom von Worten. „Du hast unrecht, Tante, ganz unrecht. Die Liebe ist das einzig Kostliche im Leben. Sie ist Schönheit, sie ist Poesie. Nenne es Leidenschaft, wenn Du willst, was aber wäre die Welt ohne sie? Ein Ort, wo jedes menschliche Herz einsam wäre, wie auf einer öden Insel; ein Ort ohne Kinder, ohne Freude, ohne Lust, ohne Lachen. Nein, nein! Der Himmel hat uns die Liebe gegeben, und wir thun unrecht, wenn wir versuchen, sie von uns abzuwehren. Auch können wir's nicht, und wenn wir's versuchen, werden wir für unsern Stolz, unsre Annahme bestraft. Die Entscheidung, ob wir große oder kleine Menschen werden, sollten wir dem Himmel anheimgeben und selbst nur darüber wachen, daß wir gute und glückliche Menschen werden. Und das größte Glück des Lebens ist die Liebe.“

Die Hand, in der Tante Nan noch immer die Nadel über dem Modelltuch hielt, zitterte und ihre Lippen zuckten.

„Du bist noch jung, Philipp,“ stammelte sie, „aber ich bin jetzt eine alte Frau, und ich habe die Früchte des Nausches gesehen, den Du Leidenschaft nennst. Er verwüstet das Leben und zerstört alle Hoffnungen, trennt die Familien, bringt den Vater gegen den Sohn auf und den Bruder gegen den Bruder —“

Philipp wollte nicht nachgeben. Er ging mit schweren Tritten im Zimmer umher und brach in die Worte aus: „Du hast wieder unrecht, Tante. Du hast in diesen Dingen immer unrecht, weil Du aus einem besondern Fall allgemeine Schlüsse ableitest — Du denkst immer nur an den Vater. Was Du meines Vaters Unglück nennst, war nur sein notwendiges Schicksal. Er verdiente es. Wenn er für das hohe Ziel, nach welchem er strebte, befähigt gewesen wäre, so würde es nicht abwärts mit ihm gegangen sein. Daß er fiel, ist ein Beweis seiner Unfähigkeit. Meines Vaters Streben war nicht der innere Antrieb eines ausgesprochenen Verfalls, es war nichts als poetischer Ehrgeiz. Hätte er das große Unglück gehabt, wirklich zum Deemster erwählt zu werden, so würde er sich selbst erkannt haben und die Insel hätte ihn erkannt, und selbst Du und die ganze Welt würden sich darüber nicht haben täuschen können. Als Poet wäre er ein großer Mann gewesen, als Deemster aber nur ein Spott, ein Heuchler, ein Betrüger, ein Schwindler.“

Tante Nan sprang mit dem Ausdruck des Schreckens in ihrem lieben alten Gesicht auf; dabei fiel ein Gegenstand klirrend herab auf den Fußboden.

„O Philipp, Philipp! wenn ich glauben müßte, daß Du je seinen Irrtum wiederholen könntest —“

Doch Philipp ließ ihr nicht Zeit, den Satz zu Ende zu

bringen. Sich das verwirrte Haar aus der Stirn streichend, verließ er hastig das Zimmer.

Sobald er allein war, fing er an, sich zu sammeln. Hatte denn sein Mund wirklich diese Worte gesprochen? Noch dazu von dem Vater — und obendrein zu Tante Nan? Er begriff jetzt, wie es zusammenhing: Er hatte von seinem Vater gesprochen, doch dabei an sich selbst gedacht; er hatte danach gerungen, sich zu rechtfertigen, sich damit auszuföhnen, sich zu stärken und zu rüsten. Indem er das aber that, hatte er ein Idol zertrümmert, den Abgott seines ganzen Lebens, Tante Nans Abgott.

In einem Anfall von Neugier stolperte er wieder die Treppe hinunter und stürmte noch einmal in das Zimmer hinein. „Tante, Tante!“ rief er mit gebrochener Stimme.

Doch das Zimmer war leer, die Lampe niedergebretzt, der Stuhlrahmen beiseite geschoben. Unter den Füßen knirschte etwas; er stand still und hob es auf. Es war das Medaillon, mitten durchgesprungen. Der Vorfall erschreckte ihn und er schauderte. Ihn war, als habe er seinem Vater aufs Gesicht getreten. Er steckte das zerbrochene Bild in die Tasche, ging wie ein Schuldbeladener davon und kroch still im Finstern zu Bett.

Der Morgen aber brachte ihm Trost für die Qualen der Nacht — er brachte ihm einen Brief von Rätke.

„Die Welt ist nun endlich, endlich vorbei und ich kann mit meinen Gedanken allein sein. Nachdem Du fort warst, sangen sie noch: „Keyrie fu Snaighty“ und „Der König liebt doch nur sein Weib, das thu' auch ich — das thu' auch ich“. Wirklich hab' ich Dir nichts weiter zu melden, denn nichts von der geringsten Wichtigkeit ist geschehen. Gute Nacht! Ich gehe zu Bett, nachdem ich noch diesen Brief bei der Brücke zur Post gegeben habe. Zwei Stunden später wirst Du mir im Traume erscheinen, wenn ich nicht noch so lange wach bleibe und an Dich denke. Ich thue es sonst immer. Leb' wohl, mein geliebter Herr und Meister! Du wirst mich wissen lassen, was Du für das Beste hältst. Deine mißliche Lage heunruhigt mich schrecklich. Du siehst, Geliebter, wir beide thun etwas, das ganz und gar nicht in den gewöhnlichen Lauf der Dinge paßt. Gute Nacht. Ich richte den Kopf empor, damit Du mir noch einen Kuß auf die Augen drücken kannst. Und hier sind zwei für Deine Augen.“

Dann kamen noch zwei leere Klammern [], zwischen welche Rätke ihre Lippen gedrückt hatte, in der Erwartung, daß Philipp dasselbe thun würde.

II.

Philipp betrat am Morgen gerade sein Geschäftsbureau in Douglas, als er einen Boten aus dem Gouvernementshause in eifrigem Gespräch mit seinem Diener fand. Seine Excellenz ließ ihn bitten, sofort nach Onchan zu kommen und dort zum Lunch zu bleiben.

Der Wagen des Gouverneurs stand vor der Thür und Philipp stieg ein. Er war nicht im geringsten aufgeregt und lächelte, wenn er an seine Gemütsbewegung nach der ersten Botschaft des Gouverneurs dachte. Als er seine Wohnung verließ, hatte er nicht vergessen, das Abendessen pünktlich auf acht Uhr zu bestellen.

Philipp fand den Gouverneur so höflich und herablassend wie immer. Er saß in einem Gemach, in dem ringsherum lebensgroße Brustbilder früherer Gouverneure hingen, die meisten mit gefälkelten Busenstreifen und Handkrausen, und ein mächtiges Gemälde von König Georg.

„Sie werden gehört haben,“ sagte er, „daß unser Deemster des Nordens gestorben ist.“

„Ist er tot?“ erwiderte Philipp. „Ich sah ihn noch gestern mittag um ein Uhr.“

„Er starb um zwei Uhr,“ sagte der Gouverneur.

„Armer Mann, armer Mann!“ sagte Philipp.

Das war alles. Er zuckte mit keiner Wimper, seine Lippe bebte nicht.

„Sie wissen, daß die Besetzung dieses Amtes eine Gerechtfame der Krone ist,“ fing der Gouverneur wieder an. „Etwaige Gesuche müssen, wie Ihnen bekannt sein wird, bei dem Ministerium des Innern eingereicht werden, doch ist es möglich, daß der Staatssekretär mich bei der Wahl um meine

Meinung fragt. Ich kann einem Bewerber vielleicht förderlich sein."

Philipp verzog keine Miene; der Gouverneur schlug die Beine übereinander und fuhr lächelnd fort: „Dies scheint wenigstens der Eindruck Ihrer Kollegen zu sein, Mr. Christian; sie umschwärmen mich schon wie Wespen den Leintopf. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden Sie wohl bald mit darunter sein.“

Philipp wollte Einspruch erheben, aber der Gouverneur winkte ihm mit der Hand und lächelte wieder. „O, ich tadle sie deshalb nicht; junge Leute sind ehrgeizig. Es ist ja natürlich, daß sie im Leben vorwärts zu kommen wünschen. Für Sie liegt gewissermaßen noch ein besonderer Sporn in dem Wunsch, die Stellung zurück zu gewinnen, die Ihre Familie früher inne hatte und die ihr durch den Irrtum oder das Unglück Ihres Vaters verloren gegangen ist.“

Philipp verbeugte sich mit eruster Miene, sagte aber nichts.

„Das würde zu Ihren Gunsten sprechen,“ fuhr der Gouverneur fort. „Der Umstand, der am meisten gegen Sie in die Waagschale fällt, wäre, daß Sie noch so jung sind. Lassen Sie mich doch sehen — achtundzwanzig, nicht wahr?“

„Sechszwanzig,“ berichtete Philipp.
 „Nicht älter? Erst sechszwanzig? Und dann, obgleich Ihre Laufbahn bis jetzt sehr erfolgreich, vielleicht sollt' ich jagen ungewöhnlich glänzend war — so ist Ihre Stellung im Leben doch noch keine gefestigte.“

Philipp fragte, ob Seine Excellenz damit meine, daß er noch unversehrt sei.

„Und wenn es der Fall wäre,“ erwiderte der Gouverneur mit scheinbarer Strenge, „wenn es der Fall wäre — lächeln Sie nur nicht so geringschätzig, junger Mann. Sie sind alt genug, um zu wissen, daß die persönliche Lebensführung auf unsrer altmodischen Insel doch etwas mißspricht. Es wäre gefährlich, wenn sich das Beispiel des verstorbenen Deemsters wiederholen sollte. Wenn es sich wiederholte, so weiß ich, wer den Tadel über solchen Mißgriff täglich zu hören bekäme. Deemster Mylrea hatte von Amts wegen die Vergehen des Trunks zu bestrafen, und er war selbst ein Trunkenbold; er mußte die Sünden des Fleisches richten, und war selbst ein fühllicher Mensch.“

Philipp konnte sich nicht enthalten, ein wenig zu lächeln. „Ich weiß wohl,“ sagte der Gouverneur rasch, „Sie laufen nicht Gefahr, in seine Ausschweifungen zu verfallen; doch kann man Sie nicht eher mit Sicherheit als Bewerber empfehlen, bis Sie in den Augen der Welt außerhalb des Bereichs jener Schwächen stehen. „Hüte Dich vor den Christians,“ sagte der große Derby*) zu seinem Sohn. Verzeihen Sie mir, wenn ich diese Warnung einem Christian gegenüber wieder aufbringe.“

Philipp stieg alles Blut ins Gesicht. Selbst in diesem Augenblick fühlte er sich zum Zorn gereizt bei einer so groben Anspielung auf den Mißgriff seines Vaters.

„Sie meinen“, sagte er, „daß wir unkluge Ehen zu schließen pflegen.“

„So ist es“, bestätigte der Gouverneur.
 „Man kann's nicht voraussetzen“, erklärte Philipp und knackte leise an den Fingergelenken. Der Gouverneur runzelte die Stirn — seine Podennarben schienen größer zu werden.

„Natürlich liegt das alles außerhalb meiner Dienstpflicht, Mr. Christian, ich brauche Ihnen das kaum zu sagen. Allein ich interessiere mich für Sie und bin Ihnen auch schon nützlich gewesen, obgleich ein junger Mann immer glaubt, daß er sich alles selbst zu verdanken hat. Ah,“ rief er, sich beim Klang einer Glocke vom Tische erhebend, „das Frühstück ist bereit. Lassen Sie uns zu den Damen gehen.“ Er legte seine Hand vertraulich auf Philipps Schulter: „Nur noch ein Wort, Mr. Christian. Senden Sie Ihr Gesuch sofort ein und — beachten Sie den Rat eines alten Praktikus, heiraten Sie, so schnell Sie können. Bei Ihren Aussichten würde es aber sündhaft sein, nicht besonnen zu Werke zu gehen. Wenn es eine Engländerin ist, um so besser; ist sie jedoch von manlicher Abkunft, so sehen Sie sich vor.“

*) Bezieht sich wahrscheinlich auf James, den man den großen Grafen Derby genannt und der 1651 hingerichtet wurde. Die Insel war seit lange in den Besitz der Familie Stanley gelangt, von deren Gliedern eines unter Heinrich VII. zum Grafen von Derby erhoben wurde. Er wurde König von Man. Sein Sohn legte den Königstitel ab, weil er lieber ein großer Lord als ein kleiner König sein wollte.

Philipp nahm das Gabelbrühstück mit der Gemahlin des Gouverneurs ein, welche sagte, daß sie sich seines Großvaters erinnere, die unverheiratete Tochter bemerkte, sie habe ihn für die Fischer in Peel sprechen hören. Ein offizieller Empfangstag, der letzte des Sommers, wurde später im Garten abgehalten und man forderte Philipp auf, dazubleiben. Er that es und war Zeuge, wie die Wespen auf den Leintopf anstürmten. Sie umsummten den Gouverneur, sie umsummten dessen Gemahlin, sie umsummten seinen Hund und selbst noch ein zahmes Reh, das Trauben aus den Händen der Gäste fraß.

Ein alter Herr, der allein in einem Wagen saß, fuhr an dem Rasenplatz vor. Es war Peter Christian Ballawhaine, der schwächlicher, blasser und schiefbeiniger aussah als früher. Philipp ging auf seinen Onkel zu und bot ihm beim Aussteigen den Arm. Der Ballawhaine stieß ihn aber zurück und drängte sich bis zu dem Gouverneur vor, mit dem er mehrere Minuten lang ununterbrochen von seinem Sohne Reden sprach; er habe, wie er sagte, nach ihm geschickt, weil er ihn gern seiner Excellenz vorstellen möchte.

Wenn Philipp an der Unterhaltung keinen Genuß fand, wenn er weder glücklich noch vergnügt aussah, so war das keineswegs die Schuld seines Wirts. „Wollen Sie nicht Lady Soundso an den Theetisch führen?“ fragte der Gouverneur, und augenblicklich befand sich Philipp in einem Kreise vornehmer Damen, deren Männer von der Königin zu Rittern ernannt und die selbst von Gott weiß wem zu Ladies gemacht worden waren. Man sprach von dem verstorbenen Deemster.

„Solch ein Leben! Es war eine Gnade, daß er es so lange ausgehalten hat.“

„Ein Jammer, meinen Sie, meine Liebe, um es milde auszudrücken.“

„Der Kernste! Er hätte heiraten sollen. Solch ein Mann bedarf einer Frau, die nach ihm sieht. Ist das nicht auch Ihre Meinung, Mr. Christian?“

„Aber,“ sagte eine Matrone mit weißem Haar, „haben Sie denn nie von seiner romantischen Geschichte gehört?“

„Ach, erzählen Sie doch! Wer war denn die Dame?“

„Die Dame“ — es entstand eine Pause. Die Matrone mit weißem Haar hustete, lächelte, schloß ihre kleinen Luchsaugen und sagte im Flüsterton mit künstlich angenommener Würde: „Die Dame war die Tochter des Husschmieds, meine Feuersite.“ Und darauf folgte ein lustiges Nichern und Lachen.

Philipp fühlte sich unwohl, nahm Abschied von seinen Wirten und entfernte sich. Sein Onkel trat ihm beim Fortgehen in den Weg und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Was soll denn das bedeuten, Philipp? Du kommst ja gar nicht mehr nach Ballawhaine. Doch ich verstehe — verstehe. Man ist zu sehr mit den Damen beschäftigt, um an einen alten Onkel denken zu können. Sie sprechen alle von Dir. Du hast's ihnen angethan. Weiß schon, ich weiß — sage nur nichts.“

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Seceffion.

I.

Es traf sich in diesem Jahre so, daß ich fast direkt aus Florenz in die Berliner Seceffion kam. Die beinahe schreckhafte Empfindung wußte ich kaum zu schildern, die mich befiel, als ich zum erstenmal wieder vor den Werken der Neuen stand, nachdem ich einige Wochen unter den Kunstwerken der Renaissance gelebt hatte und von diesen tiefen Eindrücken noch völlig erfüllt war. Mir war, als hätte ein grelles Streiflicht die ganze unglückselige Lage des Kunstschaffens in unsrer Zeit erleuchtet, und dieser Gesamteindruck, den ich von der Ausstellung der Seceffion empfing, erschien mir so viel wichtiger als die Wirkung der einzelnen Werke, mit denen ich mich noch zu beschäftigen haben werde. Es ist vielleicht gut, den Blick einmal für einen Augenblick von den einzelnen Leistungen auf das Ganze zu richten.

Gewiß, auch sonst fällt dem Besucher einer modernen Ausstellung das Nebeneinander der aller verschiedensten Stilformen auf. Da stößt man auf Kontraste, wie sie kaum scharfer sein können; ein in den lichtesten Farben gehaltenes Bild hängt unmittelbar neben einem ganz tief getönten, unbedingteste Naturnachahmung findet ihren Platz neben strengster Stilisierung und zwangloster Phantasterei usw. Aber so lebhaft empfunden in seiner ganzen Unnatürlichkeit habe ich dieses Chaos nie als in dem Augenblick, wo ich aus einem alten Kunstzentrum kam, dessen Größtes vielleicht die wunderbare Gar-

monie zwischen der Natur und der Kunst ist, in dem man fühlt, wie die Kunst sich auf diesem Boden als ein organisches Gebilde entwickelt hat und in dem gerade dieses Verfolgen des schrittweisen Aufstieges der Künstler zu den höchsten Höhen einzigartige Eindrücke giebt, die in das tiefste Wesen der Kunst hineinführen. Wer wollte sich unterfangen, bei der modernen Kunst einen großen Entwicklungszug in diesem Sinne aufzuweisen, unter den sich alle ihre Erscheinungsformen begreifen ließen? Das eine Princip der Freilichtmalerei, das sich allerdings im Lauf des letzten Jahrhunderts durchgesetzt hat, genügt doch nicht und erklärt nicht entfernt alle die zahllosen Tendenzen, die schnell aufgenommen werden und meist fast ebenso schnell wieder vergehen und die oft genug die Entwicklung durchkreuzen und hemmen.

Schon die ganz andre Stellung der Kunst im Leben ihrer Zeit damals und jetzt vermag vieles zu erklären. Noch heute, nachdem jene große Zeit der Kunst auch für Italien schon drei Jahrhunderte vergangen ist, empfindet man in Florenz den eigenartigen Zauber, den gerade das Hineintreten der Kunst in das Leben ausübt. Daß die größten Kunstwerke, von deren Bedeutung man bereits durch Photographien erfüllt ist — recht ungenügend freilich, da der Glaube an die Photographie ein sehr merkwürdiger Aberglaube unserer Zeit zu sein scheint —, so auf den Straßen herumstehen, ist einer der seltsamsten Eindrücke, die den an die Museen gewöhnten Deutschen immer von neuem überraschen. Nach solchen Erfahrungen begreift man erst richtig die längst vorhandene Ueberzeugung, daß die modernen Ausstellungen ein zwar sehr notwendiges, aber doch sehr schlimmes Uebel sind. Sie erscheinen als Symbol für die Thatsache, daß die Kunst in unserem Leben keine eigentliche Stätte mehr hat und daß ihr so die unumgänglichen Bedingungen für eine organische Entwicklung versagt sind.

Die Unruhe, in die ein Nebenblick über die ganze Ausstellung den Beschauer versetzt, verläßt ihn aber auch vor dem einzelnen Werke nicht. Es ist, als wäre die nervöse Hast, die unser Leben erfüllt, auch von der Kunst nicht gewichen, als redete ein jedes der Bilder in einer aufgeregten Sprache zu uns, und es entsünde aus dem Durcheinander der verschiedenen Stimmen ein drängendes Lohndrohohin. Welche andern Bilder steigen in mir auf, wenn ich an einen der Säle zurückdenke, in denen die in der Kunstmittel und in ihrem Temperament doch auch so stark sich unterscheidenden Bilder der Alten hingen! Wie kam es, daß von ihnen eine so tiefe beglückende Empfindung, eine beseligende Ruhe ausströmte, die noch in der Erinnerung ihren starken Reiz behält? Lag es nicht auch daran, daß man vor diesen Bildern fühlte, mit welcher Hingabe, mit welcher unendlichen Liebe zur Sache ihre Schöpfer sie so weit vollendet hatten, als es nur irgend in ihrer Kraft lag?

Es ist doch merkwürdig, was die Gewohnheit thut. Eine Anzahl der jetzt in der Ausstellung der Seceffion gezeigten Bilder habe ich früher schon in Salons gesehen, die andern sind doch in der bekannten Art ihrer Schöpfer gemalt, und ich kann mich nicht erinnern, daß mir die Malweise, die nur die großen Züge des Eindrucks wiedergibt und mit breiten, nicht ineinander vertriebenen Strichen arbeitet, irgendwie störend aufgefallen wäre. Als ich jetzt zum ersten Male die Ausstellung betrat, war mein erster Eindruck diese impressionistische Technik bei den meisten Bildern, die mir fast wie eine Höhe erschienen, über die ich kaum hinwegkommen konnte. Dabei liegt es mir gewiß fern, etwa Glätze des Vortrags als einen Vorzug an sich anzusehen, der unerläßlich wäre für eine vollkommene Wirkung.

Es handelt sich doch wohl um ein tiefer liegendes Problem. Ist der inkontinente Subjektivismus, dem im Grunde die Künstler heute fast alle huldbigen, wirklich das oberste Gesetz der Kunst? Wenn ein Corinth eine „Grazie“ malt und er empfindet bei dem Modell, das ihm den Rücken zulehrt, die Hitze mir als Farbenfleck wirkend, so malt er eben nur den Farbenfleck. Ist mit dieser stizzenhaften Wiedergabe der allgemeinsten Impression wirklich das letzte Wort der Kunst gesagt? Folgt sie nicht auch eignen Gesetzen, die immer klarer herauszuarbeiten und innerhalb derer sein innerstes Empfinden auszudrücken des Künstlers höchstes Ziel sein sollte? Jene Alten haben sich diesen untergeordnet, aber sie haben trotzdem sich selbst mit einer Klarheit auszudrücken vermocht, die nicht überboten werden kann. Gerade indem sie sich vollkommen der Sache unterordneten und nur a l l e s zu geben suchten, was sie davon zu sagen wollten, haben sie in viel tieferem Sinne ihre Seele in ihre Bilder mit hineingemalt.

Das merkwürdigste dabei ist, in welchem Maße dies unabhängig ist von der Höhe der künstlerischen Entwicklungsstufe. Jeder der großen Künstler hat die Ausdrucksmittel seiner Kunst um ein gewaltiges Stück gefördert, aber die mächtigsten Temperamente stehen doch am Anfang der Entwicklung, und sie vermögen mit den primitivsten Mitteln das höchste zu sagen. Diese Erfahrung ist geeignet, die übertriebene Schätzung, deren sich die technische Vollenbung in unserer Zeit erfreut, etwas herabzustimmen und mehr auf das zu sehen, was der Künstler mit seinen Mitteln auszudrücken im Stande gewesen ist. Diese Werthschätzung der Technik ist historisch sehr gut zu verstehen; sie ist die Folge einer begründeten Reaktion gegen eine Periode, in der man mit den untauglichsten Mitteln das allerhöchste ausdrücken wollte. Aber wenn man sie wie in der klassischen Zeit als selbstverständlich voraussetzte, jedoch weniger in den Vordergrund stellte, so würde jener Stillwarr sich von selbst beschränken; es läme nicht mehr so darauf an, daß jeder

Künstler schon äußerlich seine „eigene Note“ hätte, und viel von der Willkürlichkeit, die den modernen Kunstwerken oft anhaftet, würde schwinden.

Es ist hier nicht der Ort, den Gegensatz zwischen alter und moderner Kunst ausführlich zu erörtern. Nur in einzelnen flüchtigen Strichen wollte ich diese Eindrücke skizzieren, um so vielleicht für die Gesamtcharakteristik der modernen Kunst ein wenig beizutragen. Am wenigsten aber möchte ich das Streben der modernen Künstler herabsetzen. Im Gegenteil, gerade wenn man Einbildung in das Milieu gewinnt, in dem die alte Kunst erwuchs, wird man begreifen, daß sie, die unter so unendlich viel günstigeren Bedingungen gestellt war, sich harmonischer und zu größeren Formen entwickeln konnte. Was bedeutet das eine neue Problem, an dessen Lösung die moderne Malerei erfolgreich geknagert ist, die Freilichtmalerei, gegenüber der Fülle von künstlerischen Aufgaben, vor der die alte Malerei sich gestellt sah? Was folgt allein aus der Thatsache, daß der heutige Künstler beinahe ausschließlich für einen Ausstellungsmarkt arbeiten muß, für die Art seines Schaffens. Fast erscheint es mir als ein größeres Wunder, daß unter den modernen Kulturbedingungen die Landschaften eines Manet oder die „Verfuchung des heiligen Augustin“ von Rodin entstehen konnten, als daß die moderne Kunst im unmittelbaren Vergleich der alten unterlegen scheint. —

—h.

Kleines Feuilleton.

10. Die schöne Aussicht. Morgens ist es still um den Aussichtsturm, die stillste Zeit vom Tage. Man hört keinen Laut als das Rauschen im Walde. Hin und wieder zirpt eine Biene, oder ein Spedihämmern klingt aus dem Holz, das ist alles.

Aber allmählich erwacht das Leben; die ersten Touristen treffen ein. Das ist eine merkwürdige Gesellschaft, keine aus dem großen Schwarm. Früh sind sie aufgebrochen, früh sind sie da. Einzeln kommen sie, höchstens zu zweien oder dreien, mit ein paar Freunden oder Mann und Weib, und oben sind sie still, fast so still wie der Wald rundum, nur ein vereinzelter Ausruf hin und wieder: „Wie schön!“

Und so stehen sie und sehen hinaus auf die Wälder, die im Winde wogen wie ein grünes Meer, auf den Strom, der sich badet im Sonnengold, auf die roten Ziegeldächer, die schimmernden Saaten.

Auf ihren Gesichtern liegt ein Ausdruck, der ist wie Verklärung, als schwebten sie im Geiste weit hinaus über Alltagslärm und Alltagsleinheit.

Das sind aber eben nur Einzelne, und sie kommen in der Frühe. Je höher die Sonne steigt, desto zahlreicher kommt der große Schwarm. Er kommt mit Kindern, mit Lärm und Lachen und Leben. Er stürzt sich auf Tische und Stühle und schreit nach Bier, Bier ist sein einziger Gedanke. Hier her, Bier her!

Die Dicken stöhnen. Sie fauchen wie Dampfmaschinen und schnappen wie Fische, die am Verenden sind. „Ahjeses, Ahjeses, der Berg und die Hige!“

„Und dann soll man noch so lange aufs Bier warten!“

„Nein-nehr, — Herr Ober! Ich komme um.“

„Seht Ihr, was habe ich Euch gesagt? Weshalb sind wir nicht unten geblieben? Unten sahen wir so schön im Schatten, nee, da müssen wir uns den Berg raufschinden! Was habt Ihr denn nun an der dämlichen Aussicht? Man sieht ja doch bloß Wasser und Bäume.“

Es giebt sehr viel Unzufried'ne hier. Die Herren unter der Halle zanken auch: „Was, das soll Bier sein? Das haben Sie wohl erst lachen lassen?“

„Das schmeckt ja wie Kiennöl und Petroleum.“

„Is mir sone Wirtschaft vorkommen, zwanzig Grad im Schatten, und sie bringen einem Bier von dreißig Grad!“

„Na, Kinder, ärgert Euch nicht übers Bier, freut Euch lieber über die schöne Aussicht.“

„Ach was Aussicht, Durst hat' ich!“

Aber Einzelne freut die Aussicht doch. Sie schauen hinaus mit Fernglas und Operngucker und beorakeln die Gegend.

„Der Kirchturm dahinten, das ist Potsdam.“

„Ach wo, das ist ja 'n Fabrikhornstein, das ist Spandau.“

„Spandau kann nicht so nah liegen.“

„Und Potsdam liegt da, wo die Sonne untergeht.“

„Es ist ein Schiffsmast“, sagt ein Dritter.

„Nein, sieh mal, die Erhöhung daneben sieht aus wie der Kreuzberg, der Turm dahinter kann der Mathausturm sein, man sieht ja hier nach Berlin!“

„Es ist hier entschieden der schönste Punkt bei Berlin“, meint entzückt eine junge Frau: „Diese Wälder, dieses Wasser, man kann sich gar nicht satt sehen!“

„Ach, Thüringen ist viel schöner.“

„Was ist denn das für 'n Berg hier, das ist doch gar kein Berg, das ist ja noch nicht mal 'n Hügel.“

„Ich hab' gar nicht gesagt, daß es ein Berg ist, ich hab' nur gesagt: es ist schön hier.“

„Ja, aber im Schwarzwald wachsen richtige Tannen, und Ihr habt hier doch bloß einfache Kiefern, und wenn man den Rhein gesehen hat, was ist denn dann noch die Spree und die Havel . . .“

„Wunder schön“, sagt die junge Frau, und ihre Augen hängen wie trunken an dem weiten, lachenden Bild. „Onkel hat überhaupt gar nicht durch die bunten Gläser gesehen“, meint der Backfisch, „durch die bunten Gläser sieht die Gegend ganz anders aus, besonders in Ufa.“

„Ach nein, ich finde in Feuervot“, streitet eine mitgenommene Freundin; „in Feuervot ist es wie Weltuntergang oder wie italienische Nacht mit bengalischer Beleuchtung.“

„Steht bloß nicht und erzählt so viel.“ Eine Dame, die voraus gelaufen, kommt wieder zurück und wendet sich empört zu der jungen Frau: „Nun stehst Du immer noch und siehst auf die Aussicht, die Kinder wolten doch im Waldschloß Caroussell fahren.“

„Ja, und wir wolten tanzen, komm doch Marie!“ Die beiden jungen Mädchen ziehen sie fort.

„Wollen wir nicht auch gehen?“ fragte jemand an einem andren Tisch. „Zu essen kriegt man hier oben doch nichts Vernünftiges, kommt!“

„Ja, ja, wir gehen ja gleich; aber erst noch's Fremdenbuch.“

„Ja, ja, 's Fremdenbuch, Doktor; was suchen Sie dem eigentlich drin? Geben Sie doch her, damit wir einschreiben können.“

„Ich will ja bloß 'n passenden Vers suchen.“

„Schreib' doch einfach: „Der schauderhaft!“, das genügt.“

„Nein, hier steht noch was Besseres. Das nehmen wir: „Aufgenommen — rümgestaut — Buch genommen — ringeklaut.“ — Scheußlich, aber famos. Das schreiben wir auch.“

„Schreiben wir auch!“ Sie janzhen und beugen sich über das Buch.

„Nun haben wir uns aber fein bereiwigt,“ sagt der Doktor. —

ie. Der Aschenregen auf der Insel Barbados wird in dem neuesten Heft der „Nature“ ausführlicher geschildert, als es bisher der Fall gewesen ist. Die eigentümlichste Thatsache, die aus dieser Erscheinung hervorgegangen ist, liegt darin, daß die vulkanische Asche von St. Vincent in einer dem an der Erdoberfläche herrschenden Wind entgegengesetzten Richtung durch die Luft getragen wurde. Es ist daraus zu schließen, daß in einiger Höhe Westwind herrschte, während unten Ostwind zu beobachten war. Genau das Gleiche war auch schon bei dem Vulkananbruch von 1812 beobachtet worden. Nach der allmählich geföhrten Untersuchungen hat der Aschenregen auf Barbados eine Schicht von $\frac{3}{8}$ — $\frac{1}{2}$ Zoll Dide hinterlassen. Das scheint geringfügig, aber es ist zu bedenken, daß die Asche jeden Gegenstand auf der ganzen Insel mit einem grauen Staubmantel überzogen hatte. Nach Feststellung des spezifischen Gewichtes der Asche wird die über die Insel ausgestreute Menge auf nahezu 40 Millionen Centner veranschlagt. Die Bewohner der Insel hatten den Aschenregen eigentlich nicht ungern gesehen, weil sie glaubten, daß er zur Fruchtbarkeit des Bodens beitragen würde. Diese Erwartung ist nun auch getäuscht worden, denn nach einer vorläufigen chemischen Untersuchung besitzt die Asche keine Eigenschaft, die dem Boden einen höheren landwirtschaftlichen Wert verleihen könnte. Die Asche bestand aus vulkanischen Mineralien und vulkanischem Glas, jedoch waren erstere in größerer Menge vertreten, während der Aschenregen von 1812 hauptsächlich aus dunkelbraunem vulkanischem Glas zusammengesetzt war. Die Reise von St. Vincent nach Barbados hat die Aschenwolke in sehr kurzer Zeit zurückgelegt, nämlich in etwa zwei Stunden. Der Vulkan Soufriere hatte am frühen Nachmittag seine Thätigkeit begonnen, und um $\frac{3}{4}$ Uhr wurde bereits der erste Aschenfall auf Barbados beobachtet, dann nahm er allmählich zu und wurde um die Zeit des Sonnenunterganges so dicht, daß fast völlige Dunkelheit eintrat, die nur durch glänzende Blitze, von heftigen Donnerschlägen begleitet, unterbrochen wurde. Die obere westliche Luftströmung muß danach eine Schnellzuggeschwindigkeit von etwa 80 Kilometer in der Stunde gehabt haben. Von weiteren Erscheinungen wird noch gemeldet der plöbliche Ausbruch einer Petroleumbohrung, die aus der Tiefe von 900 Fuß einen Schlammstrom bis zu 100 Fuß über die Erdoberfläche hinaussandte. Außerdem wurde bei Bridgetown am Nachmittage des 7. Mai eine besonders hohe Flutwelle beobachtet. Von außerordentlichem Interesse sind in dem neuesten Heft der „Nature“ die Mitteilungen des berühmten englischen Erdbebenforschers John Milne über die Beobachtungen an der von ihm begründeten Erdbebenstation auf der Insel Wight. Der Bericht bringt unter anderem auch zwei Abbildungen, die sich auf Messungen von Erdschütterungen am 19. April und am 8. Mai beziehen. Am 19. April fand das starke Erdbeben in Guatemala statt, und zu gleicher Zeit geriet auf der Insel Wight, also in Süd-England, der Erdbebenapparat in heftige Schwankungen, die fast drei Stunden anhielten. Die Bewegungen des Apparats am 8. Mai, die also mit der Zeit des schlimmsten Ausbruchs des Mont Pelée zusammenfielen, waren im Vergleich dazu geringfügig und dauerten auch nur etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden. —

Geschichtliches.

cy. Eine Volkszählung mit Hindernissen. Die alten Juden hatten einen ausgesprochenen Widerwillen gegen Volkszählungen. So lange ein selbständiges jüdisches Gemeinwesen bestanden hat, ist die einzige gangbare Methode, um eine Vorstellung von der Höhe der Bevölkerungsziffer zu gewinnen, die gewesen, daß man zu Ostern die Passah-Lammer zählte, die Ziffer mit zehn multiplizierte, da ein solches Lamm durchschnittlich von zehn Personen gemeinschaftlich vertilgt wurde, und zu der so gewonnenen Zahl noch

einen Paufsatz für Unreine und Ausläsige schlug. Die allgemeine Abneigung der Juden gegen statistische Annahmen datierte schon aus der ersten Zeit des israelitischen Königtums. David nahm eine Volkszählung vor, und deshalb ergrimmte Gott wider ihn und das Volk Israel, so daß er es mit einer dreitägigen Pestilenz schlug. Woher dieser Zorn, darüber sagt die Bibel nichts. Vermutlich aber ist der geheime Sinn der Erzählung der, daß das Volk hinter der Volkszählung des Königs Kopfsteuer-Pläne witterte, demgemäß die Prozedur für etwas Gottloses und die Best für eine göttliche Strafe hielt. Man muß dies schließen aus den Umständen der zweiten Volkszählung, die bei den Juden stattgefunden hat: zur Zeit, als sie schon zum Römischen Reich gehörten. Es handelt sich dabei nicht etwa um die allgemeine Zählung, von der zu Anfang des Lukasevangeliums die Rede ist. Die hat nämlich in Wirklichkeit niemals stattgefunden, sondern ist von dem biblischen Schriftsteller angenommen worden, um eine Handhabe dafür zu gewinnen, daß Christus, den alten Prophezeiungen gemäß, in Bethlehem zur Welt kommt. Dagegen ist thatsächlich eine Volkszählung in Palästina unternommen worden etliche Jahre nach Christi Geburt, als Publius Sulpicius Quirinius Statthalter von Syrien war (6—11 n. Chr.). Diese Maßnahme verurteilte einen großen Aufstand unter den Juden, der besonders in Galiläa große Wellen schlug. Sie sahen nämlich in der Volkszählung das Vorpiel zu einer neuen Steuer, und damit mögen sie in diesem Fall nicht so unrecht gehabt haben. Das Blut floß nun in Strömen, bis die römischen Legionen des jüdischen Volkes Herr wurden, der revolutionäre Führer, Judas der Galiläer, am Kreuz sein Ende fand. Seitdem aber haben die römischen Statthalter keine neue Volkszählung in Palästina versucht, das Vorurteil dagegen war zu mächtig. —

Humoristisches.

— Fatale Nebenbetonung. Sie: „Hier, auf dieser Bank, haben wir uns zum erstenmal Liebe geschworen.“

Er: „Ja, ich kam mich noch gut auf die Bankkatastrophe besinnen.“ —

— Schlimmer Verdacht. Besuch: „Ist das die Tochter des Hauses, die hier im Nebenzimmer Klavier spielt?“

Die Dienstmädchen: „Ne, das ist der Papagei, der über die Tasten läuft.“ —

— Feine Auskunft. A. (am Plage fremd, nach einem Bankier fragend, welcher seit kurzem durchgebrannt): „Welches ist der nächste Weg zum Bankier Goldstern?“

B.: „Neber Hamburg — und dann müssen Sie eben wieder fragen.“ — (Meggendorfer Blätter.)

Notizen.

— Gerhart Hauptmann hat seinen „Florian Geher“ einer Umarbeitung unterzogen. In seiner neuen, verkürzten Gestalt soll das Werk in der nächsten Saison am Deutschen Theater zur Aufföhrung gelangen. —

— Am Mittwoch, den 4. Juni, abends $8\frac{3}{4}$ Uhr, veranstaltet die literarische Gesellschaft „Frührot“ im Hotel „Sagonia“, Berlin W., Königgräberstr. 10, einen Vortragsabend. Tagesordnung: Wilhelm Weigand: „Florian Geher.“ Einleitender Vortrag: Dr. Karl Stora. Recitation: Schriftsteller Eugen Albu. —

— Literaturfreunde in Deutschland, Ostreich und der Schweiz haben eine Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung begründet, die den Zweck verfolgt, dem deutschen Volke seine Dichter durch Herstellung von billigen Ausgaben, sowie durch Anwendung von Exemplaren an die Volksbibliotheken näher zu bringen. Die Stiftung hat ihren Sitz in Hamburg. Beiträge in jeder Höhe nimmt die Deutsche Bank entgegen. —

— Emil Stammer, langjähriges Mitglied der Berliner Oper, ist für das Theater des Westens engagiert worden. —

— Zu Düsseldorf wird unter der Bezeichnung „Freie Kunst“ eine Sonderausstellung Düsseldorfser Künstler eröffnet werden, die sich in benutzten Gegenständen zu der großen Ausstellung im neu erbauten Kunstpalast fest. —

— Unter altem Gerümpel der Kunsthandlung Artaria in Wien sind drei Bilder des italienischen Barockmalers Giovanni Battista Tiepolo aufgefunden worden, dessen Kunst auch auf deutschem Boden, in Würzburg, bedeutende Werke hinterlassen hat. —

e. Neber einen merkwürdigen Aberglauben wird einem englischen Blatte aus Simla berichtet: Obgleich die Hungersnot in dem größeren Teile von Rajasthan, Gudscherat und den centralen indischen Staaten jetzt weniger verbreitet als bisher ist, werden die nächsten Monate doch viele Leiden bringen: 400 000 Leute arbeiten bereits an Notstandsarbeiten der Regierung. Die Ratten sind zum großen Teil verschwunden, haben aber einen beträchtlichen Teil der Baumwollenernte zerstört. Die Bewohner Gudscherats haben dabei die merkwürdige Ueberzeugung, daß die Ratten Verkörperungen ihrer während der letzten Hungersnot gestorbenen Freunde sind, und die britischen Beamten sind daher bei der Bekämpfung dieser Plage nicht unterlöst worden. —